

Sala, Sabrina

"Uns gibt es auch noch!". Lassen wir die Minderheit in der Minderheit erzählen. Relationale (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen von mehrsprachigen jungen Erwachsenen aus Italienischbünden

2022, 18 S.



Quellenangabe/ Reference:

Sala, Sabrina: "Uns gibt es auch noch!". Lassen wir die Minderheit in der Minderheit erzählen. Relationale (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen von mehrsprachigen jungen Erwachsenen aus Italienischbünden. 2022, 18 S. - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-242674 - DOI: 10.25656/01:24267

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-242674>

<https://doi.org/10.25656/01:24267>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange Sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and render this document accessible, make adaptations of this work or its contents accessible to the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

«Uns gibt es auch noch!» Lassen wir die Minderheit in der Minderheit erzählen.
Relationale (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen von mehrsprachigen jungen Erwachsenen
aus Italienischbünden.

«Ci siamo anche noi!» Lasciamo parlare la minoranza nella minoranza. Esperienze
relazionali di (non-)appartenenza di giovani adulti plurilingui cresciuti nel Grigionitaliano.

«Nous aussi, nous existons!» Laissons parler la minorité dans la minorité. Expériences
relationnelles de (non-)appartenance de jeunes adultes plurilingues des Grisons
italophones.

«We also exist!» Let the minority in the minority tell us more. Relational (non-)belonging
experiences of multilingual young adults from Italian-speaking Grisons.

Autorin: Sabrina Sala

Erscheinungsjahr: 2022

Abstract Deutsch: Graubünden ist neben seiner angestammten Dreisprachigkeit ebenso von migrationsbedingter Vielsprachigkeit geprägt. Letztere hat im öffentlichen Diskurs und der empirischen Forschung bis anhin weniger Berücksichtigung gefunden, ruft aber eine Auseinandersetzung mit sprachbedingten Herausforderungen umso mehr hervor. Dieser Beitrag hinterfragt die Bedeutung von Sprache in plurilinguaalem Kontext und beabsichtigt einer noch wenig beachteten kantonalen Sprecher*innengruppe eine Stimme zu verleihen. Wie erleben junge Erwachsene aus Italienischbünden, die neben dem Italienischen mit einer weiteren Familiensprache aufgewachsen sind, ihre Sprache(-n)? Von welchen sprachlichen (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen erzählen sie und welche Bedeutung nimmt die Sprache im Verlaufe ihrer Biographie ein?

Abstract italiano: Oltre al suo trilinguismo tradizionale, i Grigioni sono anche caratterizzati da un multilinguismo legato alla migrazione. Quest'ultimo ha ricevuto finora meno attenzione nel discorso pubblico e nella ricerca empirica, ma richiede ancora di più un esame delle sfide legate alla lingua. Questo articolo si interroga sul significato della lingua in contesti plurilingui e intende dare voce a un gruppo cantonale di parlanti che finora ha ricevuto poca attenzione. Come vivono la loro lingua (o le loro lingue) i giovani adulti grigionitaliani che sono cresciuti con un'altra lingua familiare oltre all'italiano? Di quali esperienze di (non-)appartenenza parlano e quale significato assume la lingua nel corso della loro biografia?

Abstract Français: Outre son trilinguisme ancestral, le canton des Grisons est également marqué par un multilinguisme lié à la migration. Jusqu'à présent, ce dernier a été moins pris en compte dans le discours public et la recherche empirique, mais il suscite d'autant plus une réflexion sur les défis liés à la langue. Cette contribution interroge la signification de la langue dans un contexte plurilingue et entend donner une voix à un groupe de locuteurs* cantonaux encore peu considéré. Comment les jeunes adultes des régions italiennes du canton qui ont grandi avec une autre langue familiale que l'italien vivent-ils leur(s) langue(s) ? De quelles expériences linguistiques de (non-)appartenance parlent-ils et quelle importance la langue prend-elle au cours de leur biographie?

Abstract English: The canton of Grisons is characterized not only by its traditional trilingualism but also by migration-related multilingualism. The latter has so far received less attention in public discourse and empirical research, which calls for an examination of language-related challenges all the more. This paper questions the meaning of language in plurilingual contexts and intends to give a voice to a still little considered cantonal speaker group. How do young adults from Italian-speaking areas of the canton, who grew up with another family language besides Italian, experience their language(s)? What instances of linguistic (non-)belonging have they experienced and what significance does language assume in the course of their biography?

Keywords:

Deutsch: Mehrsprachigkeit; Sprachbiographie; Migration; soziale Zugehörigkeit; Handlungsfähigkeit

Italiano: Plurilinguismo; biografia linguistica; migrazione; appartenenza sociale; capacità di agire

Français: Plurilinguisme; biographie linguistique; migration; appartenance sociale; capacité d'agir

English: Multilingualism; language biography; migration; social belonging; agency

1. Einleitung

Die sprachliche Vielfalt im schweizerischen Kanton Graubünden geht weit über seine angestammte Dreisprachigkeit mit Italienisch, Romanisch und Deutsch hinaus. Neben den in allen drei Kantonssprachen verbreiteten Dialekten sind auch migrationsbedingte allochthone Sprachen in Betracht zu ziehen, um ein wirklichkeitsnahes Bild der sprachlichen Repertoires von Menschen in Graubünden nachzeichnen zu können. Gerade Italienischbündner*innen, welche die kleinste Sprachgruppe Graubündens stellen, sehen sich aufgrund eingeschränkter Ausbildungsmöglichkeiten in der Randregion bereits früh in ihrer Biografie mit einem Sprachraumwechsel in die deutschsprachigen Zentren konfrontiert. Der deutschen Sprache kommt in ihren Lebensverläufen dadurch eine zwangsläufige Vormachtstellung zu, welche mit bereits mehrsprachigen Repertoires der Informant*innen zusammengedacht, auf unterschiedliche Weise erlebt wird. Der Mehrsprachigkeitskontext Graubündens stellt auf der einen Seite weitreichende soziokulturelle und wirtschaftliche Chancen und Ressourcen für den Kanton dar. Vor dem Hintergrund einer auch von Migration geprägten Mehrsprachigkeit ist der Umgang mit Sprache(-n) in Graubünden aber kontinuierlich auch als Risiko, z.B. bezüglich erschwelter (Aus-)bildungslaufbahnen und ungleicher Berufschancen zu diskutieren.

Im Folgenden wird zunächst eine forschungstheoretische Betrachtung zum Verhältnis zwischen Spracherleben, Zugehörigkeit und Handlungsfähigkeit dargelegt (2), um im Anschluss daran auf methodische und methodologische Überlegungen einzugehen (3). Im vierten Teil des Artikels werden zwei mehrsprachige junge Erwachsene aus Italienischbünden¹ vorgestellt, welche sich am Ende ihrer obligatorischen Ausbildungszeit befinden, also gerade ins Berufsleben oder in die Universität eingetreten sind. Sie erzählen, wie sie im Laufe ihrer Biographie mit ihren Sprachen zurechtgekommen sind, welche (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen sie gemacht haben und inwiefern Sprache und Sprechen ihre Handlungsspielräume mitbestimmt hat (4). Abschliessend folgt ein Zwischenfazit in weitläufigerem (Aus-)Bildungszusammenhang (5).

2. Sprache(-n) erleben

Während unseren Lebensverläufen sind wir stets auf der Suche nach Zugehörigkeit; nach Orten, Menschen, Lebewesen und materiellen Dingen, mit denen wir uns verbunden fühlen, über die wir soziale Anerkennung finden und mit denen wir als Mitglieder dieser Gesellschaft auf für uns befriedigende Weise teilhaben können. Dabei legen aber nicht nur wir selbst die Handlungsspielräume in unseren Lebenskontexten fest, wir sind ebenso abhängig davon, wie wir als Individuen von Anderen wahrgenommen werden. Gerade mit und durch Sprache positionieren wir uns gegenüber gesellschaftlichen Strukturen und entwerfen über Selbst- und Fremdwahrnehmungen und konkrete Lebenserfahrungen unser Selbstbild. Während wir mit unseren Mitmenschen in Kontakt treten, nehmen wir fortwährend gegenseitige subtile Abgleiche vor und formen und justieren damit die Wahrnehmung über uns selbst und über unser Gegenüber. Wie und wann wir sprechen, wann und warum wir schweigen, hin- oder weghören oder wie wir mit unseren Körpern an der Interaktion teilnehmen, bestimmt darüber mit, wie wir unsere Identitäten konstruieren. Es sind gerade die im Alltag geschehenden, (un-)sichtbaren Unterscheidungsprozesse entlang von sozialen Kategorien wie Ethnizität, Körper, Geschlecht, Sprache, sexueller Orientierung etc., die für

¹ Die beiden Sprachbiographien wurden im Rahmen des Forschungsprojekt SPARTAVIAS (*Passaggi linguistici: maiorens al spartavias*. Sprachbiografien junger Erwachsener aus Romanisch- und Italienischbünden) erhoben, welches vom Schweizerischen Nationalfonds seit 2019 unterstützt und von der Pädagogischen Hochschule Graubünden und der Universität Freiburg durchgeführt wird.

Menschen eine besondere Bedeutung entfalten und mit einer hierarchisierenden Wirkung einhergehen (vgl. Emmerich & Hormel 2013, S.25). So ist es doch gerade die Sprache, bzw. wie wir Geschehnisse, Themen und Gegenständlichkeiten benennen und erzählen, mit welcher wir unsere Wirklichkeit erschaffen und unsere Wahrnehmungen und Handlungen rahmen. Wollen wir besser verstehen, in welcher Art und Weise wir differenzmarkierende Kategorien herstellen und mit welcher sozialen Bedeutung wir sie im jeweiligen Kontext versehen, müssen wir darauf achten, in welchen Situationen wir diese in unserem alltäglichen Handeln aktivieren. Denn damit definieren wir das Normale, das Mächtigere und letztendlich auch uns selbst (vgl. Riegel 2016, S.52). Menschen nehmen mit ihrem gegebenen *sprachlichen Repertoire*² am gesellschaftlichen Leben teil, d.h. sie treten mit einer Art bereits vorhandener sprachlicher Disposition in die Interaktion mit ihren Mitmenschen und machen dabei unterschiedliche, individuelle Erfahrungen. Manchmal erweist sich das eigene Sprachrepertoire als das Passende, sozial Anerkannte und damit Befähigende, in anderen Situationen können wir unsere Sprache(-n) aber ebenso als unzureichend, ausschliessend oder eingrenzend erleben. Sprache wird immer subjektiv erlebt, ist mit Emotionen verbunden und in einem spezifischen politisch-historischen Kontext eingebettet. Wenn wir über das Erleben von und mit Sprache(-n) erzählen, verhandeln wir insofern – mit unseren Körpern, unserem Empfinden und unseren Vorerfahrungen – auch womit wir uns identifizieren bzw. zu welchen sozialen Gemeinschaften wir (keinen) Zugang finden. Neben der eigentlichen Sprache geht die Art und Weise, wie wir sprechen, mit herkunftsmarkierenden Annahmen und Festschreibungen einher. Aufgrund von Jargon, Fachsprache, spezieller Register, Stimme, Aussprache und Dialekt oder nur schon durch den akzentfreien Gebrauch der eigenen Familiensprache, werden bestimmte identitäre Zugehörigkeiten hergestellt (vgl. Hausendorf 2000, S.37). Sprache(-n) und Zugehörigkeit stehen somit in einem sich gegenseitig konstituierenden, wirkmächtigen Wechselverhältnis. Gerade innerhalb dieser Verwobenheit, zwischen hervorgebrachten Selbst- oder Fremdverortungen und erzählten (Nicht-)Zugehörigkeiten, wird die eigentliche Wirkmacht der Sprache sichtbar, denn sie determiniert unsere Handlungsspielräume. Menschen können mit ihren sprachlichen Voraussetzungen nicht in uneingeschränkter Freiheit und Selbstbestimmung agieren, sondern nehmen als bereits habituierte³ Subjekte am Geschehen teil und stellen damit Handlungsfähigkeit⁴ her. Obschon wir unsere Existenz und unser sprachliches Handeln ausschliesslich innerhalb symbolischer, gesellschaftlicher Ordnungen denken können, wäre es dennoch eine verfehlte Betrachtungsweise, uns als der Gesellschaft gänzlich unterworfenen Subjekte zu verstehen. In gewissen Situationen unseres Alltags sind wir in der Lage auf unser soziales und sprachliches Handeln einzuwirken und Umdeutungsprozesse vorzunehmen. Wir können uns bewusst von den uns zugeschriebenen Positionen distanzieren, uns dagegen auflehnen oder andere Positionierungen stärker hervorheben, um unserem Selbstbild in der gegebenen Situation besser zu entsprechen. Wollen wir in Erfahrung bringen, wie Menschen mit und durch Sprache ihre Handlungsfähigkeit herstellen, müssen wir in ihren Erzählungen auf die miteinander verwobenen Subtilitäten achten, die sich im Möglichkeitsraum von restringierenden und befähigenden Verhältnissen ergeben.

² *Sprachliches Repertoire* in Anlehnung an Gumperz (1964) und Buschs (2013) Weiterentwicklung mit der Ebene des Spracherlebens.

³ An dieser Stelle ist Pierre Bourdieus Habituskonzeption angesprochen.

⁴ Der Begriff Handlungsfähigkeit wird in diesem Artikel synonym mit *Agency* verwendet und lehnt sich an Emirbayer/Mische 1998 an.

3. Methodische und methodologische Rahmenbedingungen

Seit dem *narrative turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften interessiert sich die sprachbiografische Forschung für Sprache und Sprechen als soziale Praxis. Beabsichtigt wird dabei, die erzählte Alltagsrealität und die Perspektive von Sprecher*innen in den Vordergrund zu rücken und sich damit gerade weniger offensichtlichen Aspekten von (sprach-)biografischen Erfahrungen anzunähern. Das Potenzial biografischer Fallrekonstruktion liegt gerade darin, diskurs- und biografiethoretische Perspektiven zu vereinen und erzählte Positionierungen, Zugehörigkeiten und Handlungen als Verortungsverweise von Menschen im gesellschaftlichen Kontext zu verstehen. Das Forschungsinteresse der vorgestellten Studie richtet sich auf das bestimmende Verhältnis von Sprache und damit einhergehenden Anerkennungs- und Diskriminierungsprozessen. Als methodischer Zugang wurde das sprachbiographische Interview gewählt, in welchem die Informant*innen aufgrund des Einstiegsstimulus⁵ zuerst in einem freien narrativen Teil von ihren Lebenserfahrungen mit Sprache(-n) erzählen. Im Anschluss daran, wurden mittels immanenten und exmanenten Nachfragen weitere, sprachbezogene Explikationen eruiert. Für die Interpretation des Erzählten galt es im Besonderen den Umstand zu berücksichtigen, dass Gesagtes im Verlaufe der Erzählung auf unterschiedliche Weise hervorgebracht, umgedeutet oder auch relativiert werden kann. Erzähltes ist nie lediglich Ergebnis individueller Konstruktionsprozesse, sondern immer auch einer Schilderung darüber, wie jemand in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebunden ist. Gleichzeitig ist die sprachliche Hervorbringung der Informant*innen auch als situative Selbstpositionierung der interviewenden Person gegenüber zu verstehen. Die Zielsetzung, machtbezogene Aspekte sprachlicher Alltagspraxis zu eruieren, ist methodologisch anspruchsvoll. In einem ersten Analyseschritt erfolgte eine Selektion und thematische Ordnung des Datenmaterials in Form von erzählten Selbst- und Fremdpositionierungen. Daran anschliessend wurden diejenigen Erzählpassagen, welche spezifische Positionierungen in Bezug auf identitäre (Nicht-)Zugehörigkeiten enthalten, einer texthermeneutischen Analyse unterzogen. Zu guter Letzt wurden unter Einnahme einer intersektionalen⁶ Perspektive die erzählten Selbst- und Fremdverortungen und (Nicht-)Zugehörigkeitsverhandlungen in ihren Verwobenheiten beleuchtet und hinsichtlich der Wirkmacht von Sprache interpretiert.

4. Italienischbünden im Fokus

Mit Italienischbünden ist der geografische Raum des schweizerischen Kantons Graubünden angesprochen, in welchem Italienisch die angestammte und – neben den unterschiedlich präsenten Dialekten und anderen migrationsbedingten Familiensprachen – die am häufigsten gesprochene Sprache ist. Der italienischsprachige Raum Graubündens erstreckt sich über vier südlich gelegene Täler, namentlich Puschlav, Bergell, Misox und Calancatal. Das Puschlav und das Bergell laufen geografisch nach Italien aus, das Misox und das Calancatal hingegen grenzen an den Kanton Tessin. Alle vier Talschaften sind vom restlichen Kanton durch das Alpengebirge getrennt und seit jeher nur über Passübergänge erreichbar. Abgesehen vom Oberengadin, das für Puschlaver*innen und Bergeller*innen als nächstgelegene profitable Option angesehen werden kann, gibt es in den vier Talschaften keine grössere Stadt, die als sprachlich-kulturelles und wirtschaftliches (Ausbildungs-)Zentrum dienen könnte. An diese Stelle tritt die Hauptstadt Chur, welche als wichtigster post-elementarer Ausbildungs- und

⁵ Erzählaufforderung: «Erzähle mir von deinem Leben von Anbeginn bis heute, erzähle mir von deinen Erfahrungen mit deinen Sprachen.»

⁶ Hier wird an das Forschungskonzept der *Intersektionalität* angelehnt, das Wechselwirkung und Gleichzeitigkeit verschiedener Differenzkategorien (Geschlecht, Ethnizität, Klasse, Bildung, Sprache etc.) fokussiert.

Studienort im Kanton fungiert. Während sich junge Puschlaver*innen und Bergeller*innen für ihre (Aus-)Bildung⁷ vorwiegend in Richtung Deutschschweiz ausrichten, bleibt den jungen Erwachsenen aus dem Misoix und dem Calancatal das nahe Tessin als italienischsprachige Alternative. Dennoch sieht sich die Mehrheit der jungen Italienischbündner*innen damit konfrontiert, aufgrund eingeschränkter Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten einen Sprachraumwechsel vornehmen zu müssen. Obschon in den Talschaften bereits in der Primarschule Deutsch als Zweitsprache unterrichtet wird, bedeutet die plötzliche Immersion in den vorwiegend schweizerdeutschsprachigen Raum für viele junge Menschen aus Italienischbünden eine grosse Herausforderung. Im Unterschied zu den Romanischsprachigen, welche oft früher und häufiger in Kontakt mit der deutschen Sprache kommen, stellen sprachlich-kulturelle Nichtzugehörigkeitserfahrungen keine Ausnahme in den Biografien von Italienischbündner*innen dar. Das Gefühl eines sprachlich-kulturellen Andersseins äussert sich in der Zuschreibung wie etwa der *Italianità*⁸, welche auf ein unterschiedlich perzipiertes Selbstverständnis verweist und als Mittel der Ab- bzw. Ausgrenzung von Deutsch- und Romanischsprachigen diskutiert werden kann. Solche Konstruktionen sprachlich-kulturellen Unterschiedlichseins und identitäre Grenzziehungen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Sprachgemeinschaften, sind in der hier vorgestellten Studie von besonderem Interesse. Mit der Darlegung zweier exemplarischer Fälle aus dem Datenkorpus wird versucht, die Komplexität solch machtbezogener Hervorbringungen sprachlicher Praxis aufzuzeigen. Eingangs erfolgt die Präsentation der beiden gestalterischen Sprachenportraits. Anschliessend wird die identitäre (Selbst-)Verortung beider Teilnehmenden in Form einer verdichteten Gesamterzählung dargestellt (vgl. Kap. 4.1/ Kap. 4.2). Erzählpassagen, die Zugehörigkeitsverhandlungen mit und durch Sprache verdeutlichen, finden in Form von Originalzitate Platz⁹. In einem die Fallarbeit abschliessenden Interpretationsschritt werden die erzählten Selbstverortungen und (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen schliesslich in Bezug auf die für sie resultierende Handlungsfähigkeit reflektiert (vgl. Kap. 4.1.1/ Kap. 4.2.1).

⁷ Für das Puschlav und das Bergell kann von einer sprachlich-kulturellen Zugehörigkeit mit dem, zur nördlichen Lombardei gehörenden, Veltlin ausgegangen werden. Aufgrund des Ansehens, das einem (Aus-)Bildungsweg in der Schweiz zukommt, stellt Italien für die meisten Puschlaver*innen und Bergeller*innen aber keine plausible (Aus-)bildungs- oder Arbeitsalternative dar.

⁸ In gesamtschweizerischem Kontext bezeichnet der politisch geprägte Begriff der *Italianità* Merkmale kultureller und sprachlicher Zugehörigkeit zum Kanton Tessin und zu Italienischbünden (*Svizzera italiana*). Er wird als Begriff der Ein- und Abgrenzung von etwas mit dem Helvetismus Verbundenem oder als etwas zu diesem Gegensätzliches diskutiert. Auch für die bündnerische *Italianità* kann von einem politisch motivierten (Selbst-)Verständnis ausgegangen werden, das italienischsprachige Menschen als solidarische Gemeinschaft im Kanton versteht (*Grigionitaliano*). Gleichzeitig dient die Bezeichnung auch als sprachlich-kulturelle Abgrenzung von der deutsch- oder romanischsprachigen Sprecher*innengruppe.

⁹ Zur besseren Nachvollziehbarkeit sind im Anhang des Artikels die Originalzitate in freier deutscher Übersetzung der Autorin nachzulesen.

4.1 Yvettes identitäre (Selbst-)Verortung

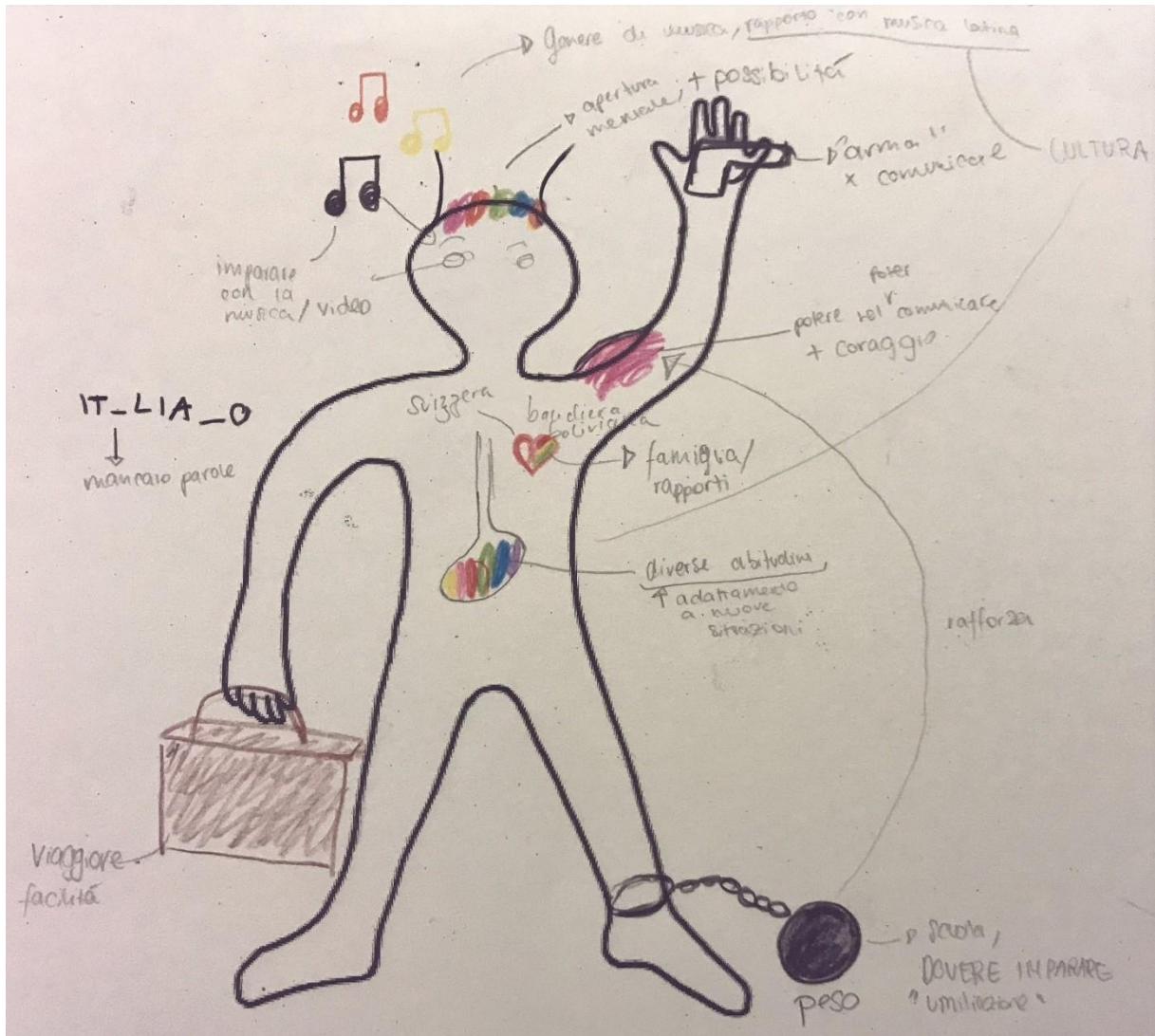


Abb.1 Yvettes Sprachenportrait

Yvette beginnt ihre Erzählung mit der Beschreibung ihrer Familie(-n). Sie führt aus, dass sie zwei Familien hat, mit welchen sie einen unterschiedlichen Kontakt pflegt. Zur Familie mütterlicherseits, welche in Bolivien lebt, hat Yvette dank ihrer Mutter, dem Telefon und den sozialen Medien seit jeher einen beständigen Kontakt. Bis Yvette 10 Jahre alt ist, spricht ihre Mutter ausschliesslich Spanisch zu Hause. Nach der Scheidung der Eltern und dem Dazustossen des italienischsprachigen Lebensgefährten der Mutter, tritt Spanisch in den Hintergrund und der Familienalltag spielt sich vorwiegend auf Italienisch ab. Die Familie väterlicherseits lebt im Misox und der Vater spricht mit beiden Kindern Misoxerdialekt. Yvette erklärt, dass ihr Vater die einzige Person ist, mit welcher sie sich nicht schämt, Dialekt zu sprechen. Die Tatsache, dass sie an Familienanlässen im Misox Italienisch sprechen muss und nicht auf den Dialekt zurückgreifen kann, geht für Yvette mit dem Gefühl einher, nicht vollständig dazuzugehören.

«[...] parlare dialetto è come cantare una canzone che non so bene, no_ che vuoi, ma non puoi del tutto. Cioè sai le parole, sai che ce le hai in testa, ma non ti vengono fuori bene. Quindi evito sai [...], a me dispiace tantissimo questa cosa di non parlar dialetto. Perché appunto [...] ai pranzi di famiglia loro parlavano tutti dialetto, parlavano dialetto tutto il tempo e io sono lì e dico la mia cosa in italiano, però mi sento quasi non scema_ non saprei come dirti, però non del tutto inclusa. [...]. Dunque appunto ti senti un po' esclusa se non parli_ perché veramente è una lingua, anche se vi capite, sei fuori_ stoni nel contesto.» (Y:Z1)

Die beiden unterschiedlichen Kulturen spielen in Yvettes Leben seit jeher eine Rolle, z.B. isst sie Zuhause andere Dinge als ihre Mitschüler*innen im Tal und bemerkt, dass sie und ihre Familie manchmal auch andere Umgangsformen pflegen. Sie spürt zudem eine starke Verbindung zu lateinamerikanischer Musik. Yvette erzählt, dass es gerade die Musik ist, die es ihr möglich macht, dieser anderen kulturellen Seite nahe zu bleiben und sich diese Essgewohnheiten und Traditionen in Erinnerung zu rufen. Trotz starker emotionaler Verbindung zu Bolivien geht Yvette von einer eingeschränkten Berechtigung aus, sich selbst als Bolivianerin bezeichnen zu dürfen. Denn nur wer auch in Bolivien aufgewachsen ist, darf dies ihres Erachtens für sich in Anspruch nehmen.

«[...] dico spesso che mia madre è boliviana, cioè non dico mai di essere io boliviana, perché non mi sento_ cioè so di avere la_ questa parte di cultura boliviana, però quasi per rispetto dei boliviani non dico di essere boliviana, perché non_ non sono cresciuta lì, non_ non sono boliviana. [...], però ho sangue boliviano. Cioè c'è questa distinzione nell'essere boliviana e avere parte di te boliviana. [...] sento di avere un forte rapporto con la Bolivia e di avere un'altra cultura, un altro paese, ma non sento di essere boliviana.» (Y:Z2)

Dass es für sie nicht angemessen ist, sich als Bolivianerin zu verstehen, verdeutlicht Yvette auch mit der Erklärung, dass sie in ihrer bolivianischen Familie als «gringita»¹⁰ bezeichnet wird. Yvette beschreibt das Spanische als eine Art Accessoire, das sie gerne trage, ihr aber in ihrem italienischbündnerischen Kindheitskontext nicht viel bringt. Italienisch bezeichnet sie hingegen als ihre Sprache und die Sprache, in der sie sich am besten ausdrücken kann. In Chur, wo sie die Kantonsschule besucht, bevorzugt sie es daher auch in ihrer italienischsprachigen «Blase» (*bolla degli italofofi*) zu bleiben. Denn Yvettes erster Sprachraumwechsel in die Hauptstadt ist zunächst mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Am Anfang traut sich Yvette kein Wort auf Deutsch zu sagen. Das Deutschsprechen ist immer mit der Angst verbunden, etwas nicht richtig sagen zu können oder es nicht zu verstehen. Yvette findet sich lange Zeit nur mit Standarddeutsch zurecht. Das Schweizerdeutsch hebt sie als zusätzliche sprachliche Hürde hervor. Sie bemerkt im Verlaufe der Zeit zudem, dass Deutschschweizer*innen nicht gerne Standarddeutsch sprechen und verinnerlicht das Gefühl, Schweizerdeutsch lernen zu müssen, um den Anderen nicht zur Last zu fallen. Yvette erzählt auch von bestimmten Situationen in ihrem schulischen Alltag in Chur, in welchem Mitschüler*innen, die Italienischsprachigen als «*dumme Italos*» bezeichnen. Sie betont, dass sie sich selbst auch so definieren, denn die Bezeichnung stimmt mit dem Gefühl überein – ohne gute Deutschkompetenz – tatsächlich nicht gleich viel leisten zu können wie die Anderen. Unter Italienischsprachigen ist eine Art allgemeine Auflehnung gegen das Deutsch aufgekommen, eine Form von Gruppendruck, der dazu führt, dass niemand Deutsch mag und man es somit unbewusst auch nicht lernen will. Die Angstgefühle im Zusammenhang mit der deutschen Sprache bezeichnet Yvette als Preis, den sie dafür zahlen muss, um mit ihren Freund*innen in Chur eine gute Zeit verbringen zu dürfen. Denn Chur ist auch Treffpunkt der Italienischsprachigen aus allen vier Talschaften. Yvette hebt die Zeit in der Bündner Hauptstadt als glückliche Jahre hervor und erinnert sich belustigt auch an Sprachunterschiede zwischen den Italienischsprachigen. Die «Art, wie man spricht», «der Slang», Akzente und dialektale Wörter unterscheiden sich deutlich voneinander. Yvette unterstreicht, dass sie sogar ihr eigenes Italienisch an die Art angepasst hat, wie Puschlaver*innen Italienisch sprechen. Grundsätzlich sieht sie mehr Ähnlichkeiten zwischen Puschlaver*innen und Bergeller*innen, die in ihren Talschaften beide mit einer – aus ihrer Perspektive – isolierteren Realität konfrontiert sind. Sie als Misoixer*innen erscheinen im Vergleich durch die Anbindung ans Tessin anders,

¹⁰ Mit «gringo/gringa» werden im mittel- und südamerikanischen Raum Menschen bezeichnet, die nicht romanischer Herkunft sind. Der Zuschreibung liegt eine abwertende Konnotation inne, die auch eine sprachlich-kulturelle Abgrenzung hervorhebt.

vielleicht städtischer. Yvette streicht aber hervor, dass sie in Chur, alle auf gleicher Ebene, einfach als Italienischsprachige gesehen werden, was eine enge Verbindung zu allen Italienischsprachigen entstehen lässt und das Selbstverständnis, Teil der Bündner *Italianità* zu sein, verstärkt.

4.1.1 Resultierende Handlungs(ohn-)macht

In Yvettes Erzählung können viele Stellen ausgemacht werden, in welchen sie erklärt, wie sich ihre Erfahrungen mit Sprache auf ihre Handlungsmöglichkeiten ausgewirkt haben. Beispielsweise erklärt sie, dass der Zwang, Deutsch sprechen zu müssen, mit einer grossen Belastung für sie einhergegangen sei und ihr oft das Gefühl gegeben habe, der Situation ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Gleichzeitig sieht sie aber gerade in der Wiederholung ebendieses Zwangs auch neue Befähigung. Die wiederholte Auslieferung an Situationen sprachlicher Überforderung gehen für sie mit einem Abbau von Ängsten und gleichzeitig mit einem sprachlichen Kompetenzzuwachs einher. Die fortwährende Last, welche sie mit der deutschen Sprache verbindet – und welche sie in ihrem Sprachenportrait mit der Fussfessel darstellt – hat sie bestärkt und ihre Handlungsspielräume, z.B. im universitären Alltag in Fribourg, erweitert. Dieses Weitermachen nach bedrückenden und von Handlungs(ohn)macht geprägten Situationen, interpretiert Yvette als neugewonnene Stärke, die ihr heute das Gefühl vermittelt, im Alltag mutiger, offener und vielseitiger sein zu können. Die Tatsache, dass ihre Vergangenheit mit Sprache(-n) bei ihr heute ein Gefühl von Befähigung und Empowerment hinterlässt, ist für Yvette der Abfolge glücklicher, zufälliger Lebenserfahrungen geschuldet. Heute kann Yvette dem Erlernen einer neuen Sprache und den damit einhergehenden Unzulänglichkeiten mit mehr Zuversicht entgegentreten. In ihrer Erzählung reflektiert Yvette aus heutiger Perspektive auch die Bedeutung ihres (selbst-)konstruierten kulturellen Andersseins. Durch ihren familiären Kontext spricht sich Yvette eine mental offene(-re) Haltung Neuem gegenüber und eine erweiterte Anpassungsfähigkeit zu. Yvette ist überzeugt davon, dass sie mit ihrem sprachlich-kulturellen Repertoire heute an vielen Orten der Welt alleine zurechtkommen würde und von niemandem mehr abhängig sein muss. Trotz dieser für sie wertvollen eroberten Handlungsfähigkeit, gibt es wirkmächtige Aspekte im Zusammenhang mit Sprache(-n), die Yvette weiterhin oder erst in heutiger Betrachtung als einschränkend beurteilt. Der zwangsläufige Vorrang, welcher der jeweiligen Lokalsprache an Yvettes neuen Lebensorten zukommt, hat für sie auch einen Attritionsprozess in ihrem Italienisch evoziert. Das wird auch vor dem Hintergrund verständlich, dass Italienisch für Yvette heute nicht mehr die formale Unterrichtssprache darstellt, sondern vorwiegend als von Code-Switching und Slang geprägte Umgangssprache Verwendung findet. Als weiteren beschwerlichen Aspekt ihrer Mehrsprachigkeit fügt Yvette zudem den Umstand an, dass ihre Freund*innen ihre sprachlichen Kompetenzen manchmal ausnützen würden. Sie werde im Alltag zum Sprechen vorgeschoben, damit die anderen der sprachlichen Herausforderung entfliehen können. Yvette nimmt auch Stellung zur institutionellen Sprachpolitik der Bündner Kantonsschule. Sie schreibt der Schule einen adäquaten Umgang mit der kantonalen Dreisprachigkeit zu und wertschätzt die Führung rein italienischsprachiger und romanischsprachiger Klassen als entgegenkommende und sinnvolle paritätische Lösung im Umgang mit der verschiedensprachigen Schülerschaft. Gleichzeitig beurteilt sie für die Entwicklung von Handlungsfähigkeit der Italienischsprachigen aber gerade dieses institutionelle Entgegenkommen als nicht nur positiv, behindert es doch den weiteren Ausbau der Deutschkompetenz. Als besonders vorteilhaft für die Bündner *Italianità* schätzt Yvette zweisprachige Klassen ein, in welchen Deutsch- und Italienischsprachige gemischt sind.

Die Italienischsprachigen profitieren so einerseits davon, dass auch das Schweizerdeutsche bereits von Anbeginn im schulischen Alltag präsent ist und ein damit hürdenfreieres Zusammenleben der Sprachgruppen gefördert wird. Parallel dazu entwickeln die deutschsprachigen Mitschüler*innen selber eine so gute Italienischkompetenz, dass gegebenenfalls beide Sprachen im Dialog zur Verfügung stehen. Manchmal, – erzählt Yvette abschliessend – kommen im universitären Umfeld in Fribourg die Versagensängste wieder hoch. Yvette betont aber, dass es heute anders ist als damals in Chur. Denn Deutsch nimmt heute für Yvette eine neue Bedeutung ein. In Fribourg zwingt sie niemand Französisch zu sprechen, sie kann – dank dem Deutsch – ohne Schwierigkeiten vermeiden, Französisch sprechen zu müssen. Selbst belustigt über diese Wandlung erzählt Yvette, dass sie es heute in Fribourg fast herbeisehnt, Deutsch sprechen zu dürfen, denn mit Französisch komme sie noch nicht zurecht. Ihre Tessiner Freund*innen in Fribourg bewundern sie dafür, dass sie so gut Deutsch spricht. Denn im Gegensatz zu ihr haben sie an der Universität grosse Mühe, den deutschsprachigen Vorlesungen zu folgen. Französisch sieht Yvette als einen Neuanfang. Sie weiss, dass es damit wieder seine Zeit brauchen wird und sie weiss gleichzeitig auch, dass wenn sie sich nicht darum bemüht, sie es nie lernen wird.

4.2 Riccardo identitäre (Selbst-)Verortung

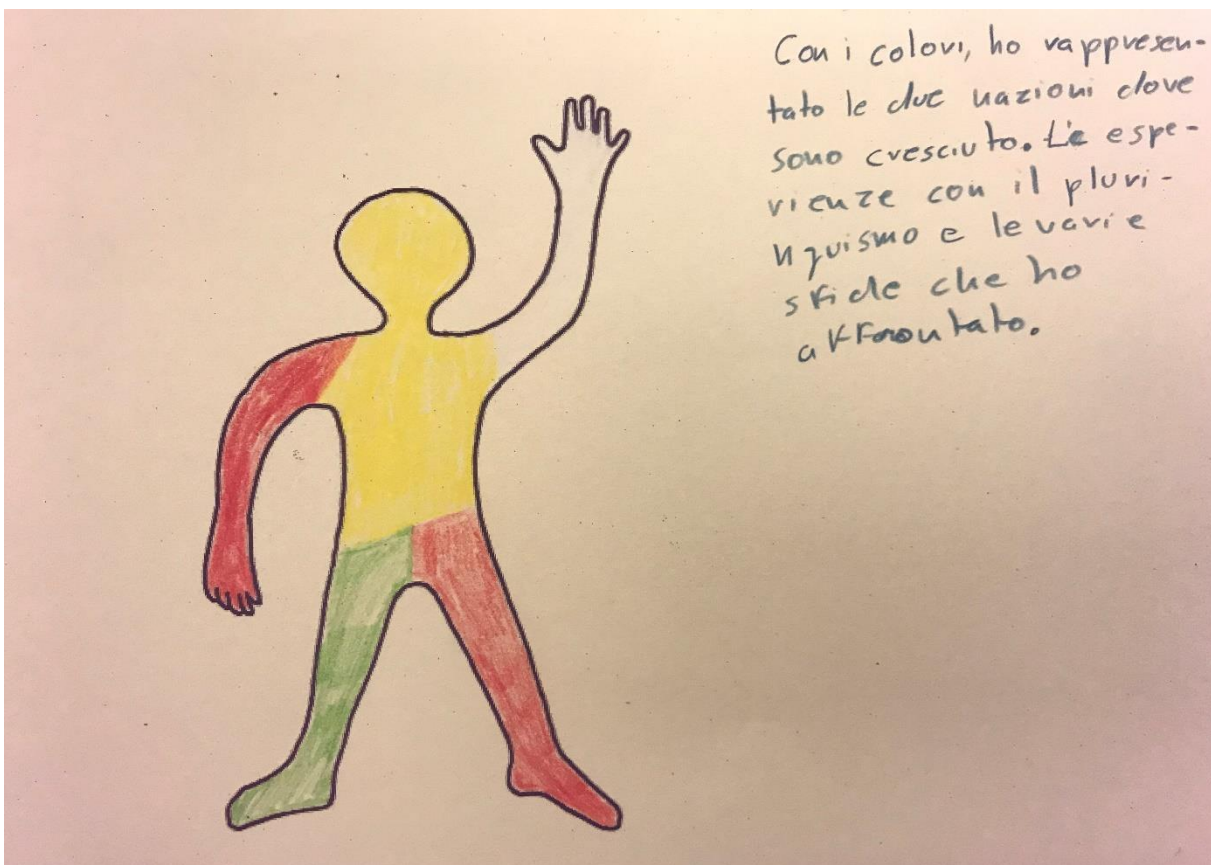


Abb.2 Riccardos Sprachenportrait

Aufgrund befristeter Arbeitsverhältnisse der Eltern verbringt Riccardo die ersten Jahre seines Lebens jeweils während neun Monaten in der Schweiz, in einem Dorf im Puschlav. In den verbleibenden drei Monaten des Jahres lebt die Familie in einer Stadt in Portugal. Riccardo streicht die Unterschiedlichkeiten dieser Länder hervor und spricht von einem Leben in zwei unterschiedlichen Welten. Mit Riccardos Eintritt ins obligatorische Schulsystem sieht sich die Familie gezwungen, während des ganzen Jahres in der Schweiz zu bleiben und Riccardo kommt von

diesem Zeitpunkt an mit der offiziellen Ortssprache Italienisch in Kontakt. Von Anbeginn spielt auch der regionale Dialekt eine Rolle in Riccardos Erfahrungen mit Sprache. Riccardos Ausführungen thematisieren sprachlich bedingte, soziale Nichtzugehörigkeitserfahrungen. Während ausserhalb der Schule alle den ortsüblichen Dialekt sprechen, fühlt sich Riccardo, der gerade noch Italienisch lernt, von seinen Mitschüler*innen ausgeschlossen. Riccardo lernt deshalb den regionalen Dialekt und erhofft sich, damit grössere Akzeptanz zu erfahren. Er erzählt, dass soziale Anerkennung und Zugang zur Gruppe sogar entlang verschiedener Nuancen im Sprechen des Dialektes vergeben wird. Die Verwendung eines bestimmten dialektalen Wortes wird als spezifische herkunftsmarkierende Komponente verstanden, aufgrund derer schliesslich soziale (symbolische) Sanktionen vorgenommen werden. Riccardo wechselt für die Berufslehre zum Polymechaniker anschliessend in die deutschsprachige Region Graubündens, wo sowohl die Berufsschule, wie auch sein Arbeitsumfeld vorwiegend deutschsprachig sind. Riccardo beschreibt die Immersion in eine deutschsprachige Welt als «Schlag auf den Rücken» (*palada sülla schena*).

«No, per me il tedesco è stato proprio, diciamo una pala_ “na palada sülla schena, sa dis“ [...]. [...] i primi due anni li facevi a L. o no, allora lì all'inizio ho avuto un po' di fat_ [...]. Tutto in tedesco, non avevi nessuno che parlava_ [...], tipo tre o quattro mesi o così è stato un po' difficile o no, farsi capire. [...] Poi c'era il problema del Svizzerdütsch, ancora in più [...]. [...] all'inizio è stato veramente difficile, mi facevo capire_ eh mi salvavo, però tante volte non riuscivo a farmi spiegare, perché non ero abituato a parlarlo.» (R:Z1)

Für das dritte Lehrjahr zieht Riccardo zurück zu seinen Eltern ins Puschlav. Riccardo bezeichnet sich in erster Linie als Puschlaver, trotzdem äussert er in der Erzählung auch eine deutliche identitäre Zugehörigkeit zu Portugal. Riccardos Erzählung bringt auch Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen zur Sprache, mit welchen er und seine Eltern sowohl im Puschlav, als auch in Portugal konfrontiert sind.

«Boh, in_ all'inizio [...] di sicuro erano un po' discriminati in valle, perché diciamo che la valle di P. è ancora un po' chiusa mentalmente. [...] “Ah, t'es al portughes”, han detto in dialetto, “tornate in paese” era sempre la tipica battuta che dicevano, “vieni qui_ ta vegnas chilò a laurà, a robà al laurei” [...] ah e a P. il portoghese [...] viene chiamato un po' “fodes” o no [...], però tradotto in portoghese non vuol dire niente, è una parolaccia che in italiano vuol dire vaffanculo o fottiti. [...] e in Portogallo posso dire che c'è un po' di discriminazione tra i portoghesi che sono là e i portoghesi che sono qua. Hanno un po' di invidia dato che noi_ là diciamo che [...] il salario minimo sono 600 euro, diciamo che è rubare. [...] E appunto c'è un po' quella discriminazione o no [...], perché noi torniamo là per_ i miei genitori tornano là per la malinconia, per il posto e arrivi là che ti sfottono [...] “ah venite qua con un ego della madonna, che lavorate là e siete pieni di soldi” e così.» (R:Z2)

Nach dem Lehrabschluss nimmt Riccardo eine Arbeitsstelle bei einem auf Medizinaltechnik spezialisierten Unternehmen in der Nähe von Chur an. Dort trifft Riccardo auch auf andere Italienischbündner*innen. Jeweils am Donnerstagabend treffen sich die Italienischsprachigen aus den verschiedenen Tälern zum Ausgehen, man lernt sich kennen und es entstehen neue Freundschaften. Untereinander versteht man sich laut Riccardo grundsätzlich sehr gut, aber manchmal kommt es zu Diskussionen, in denen die Talschaften gegeneinander ausgespielt werden. Neben den unterschiedlichen Dialekten geht es dabei entweder um die Jagd oder um den Sport. Riccardo hebt insbesondere ein Konkurrenzverhältnis zwischen Puschlaver*innen und Bergeller*innen hervor. Misoxyer*innen sind weniger in diese Plänkeleien involviert.

4.2.1 Resultierende Handlungs(ohn-)macht

Riccardos Erzählungen sind eng an die Erfahrungen seiner Eltern geknüpft, die sich im Puschlav nicht willkommen fühlen. Als immigrierte Familie sehen sie sich verpflichtet, sich den örtlichen Gepflogenheiten anzupassen, um daseinsberechtigt zu sein. An gewissen Stellen tritt Riccardo auf sehr eindrückliche Weise für seine Eltern ein, was den Schluss nahelegt, dass er einige seiner Handlungsentscheidungen auch vor dem Hintergrund einer Art

Dankbarkeitsverpflichtung ihnen gegenüber trifft, welche ein schwieriges Leben auf sich genommen haben, um den beiden Söhnen das Bestmögliche zu bieten. Seine primäre Herausforderung sieht Riccardo darin, sich mit den beiden, in der Familie präsenten Welten, Portugal und der Schweiz, zurechtzufinden. Einerseits soll er ein Portugiese sein und das kulturelle Erbe der Eltern mit- und weitertragen, andererseits muss er sich als Kind im Puschlav ein eigenes soziales Umfeld aufbauen, ohne dabei auf grössere, bereits bestehende Ressourcen der Eltern zurückgreifen zu können. Riccardo und seine Familie durchleben mit der Migrationserfahrung einhergehende Verschiebungen und Verfremdungen in ihren natio-ethno-kulturellen¹¹ (Selbst-)Positionierungen und müssen diese in beiden Lebensrealitäten verteidigen und legitimieren. In Portugal wird von der Familie einerseits erwartet, dass sie sich – trotz eines hauptsächlich in der Schweiz verbrachten Lebens – nach wie vor als Portugiesen verstehen oder zumindest den portugiesischen Nationalstolz weitertragen. Weil sie aber an Privilegien teilhaben, welche mit einer Arbeitstätigkeit und einem Leben in der Schweiz verbunden sind, und sie bürgerliche Pflichten, wie z.B. Steuern zahlen, der Schweiz zu Gute kommen lassen, wird ihnen in Portugal nicht mehr dieselbe soziale Anerkennung und Wertschätzung zugesprochen. Im Puschlav hingegen beschreibt Riccardo Diskriminierungserfahrungen, welche er während der Schulzeit einerseits aufgrund seines sprachlich-kulturellen Andersseins, aber auch aufgrund körperlicher Merkmale erleiden muss. Er macht in seiner Erzählung deutlich, dass er solche verletzenden Herablassungen oft über eigene Anpassungsleistungen bewältigte, z.B. durch eine Gewichtsabnahme, durch das Lernen der legitimen Ortsprache mit all ihren Nuancen oder durch Übernahme von im Tal anerkannten Freizeitbeschäftigungen. Riccardos Erzählung thematisiert an vielen Stellen persönliche Bemühungen, soziale Zugehörigkeit zu erwerben, welche in seiner Biografie mit wiederkehrenden Widrigkeiten und Prekaritäten einhergehen und ihm immer wieder verdeutlichen, weshalb er den Ansprüchen des Kontextes (noch) nicht genügen kann. Riccardo lernt mehr als einmal in seinem Lebensverlauf, dass gerade das Sprechen der «richtigen» Sprache ihm zu mehr Anerkennung und Teilhabe verhelfen kann. Als «Sprache der Zugehörigkeit» betrachtet Riccardo vorwiegend den lokalen Dialekt, welchem ausserhalb der Bildungsinstitutionen in seiner Peergruppe, grosse soziale Anerkennung zukommt. Im Kontext der Hauptstadt Chur versteht sich Riccardo – anders als im Puschlav selber – als Puschlaver. Eine identitäre Selbstverortung, welche er damit legitimiert, heute wie die Anderen Dialekt sprechen zu können, im Tal geboren und aufgewachsen zu sein. Den Sprachraumwechsel und die Herausforderungen mit dem Deutschen verhandelt Riccardo ebenso in Bezug auf kulturelle Unterschiede, die ihm anfänglich den Zugang zur Gruppe verwehren. Den sozialen Ausschliessungsmechanismen im Zusammenhang mit seinem Nichtdeutschsprachigsein begegnet Riccardo nicht erleidend – eine Haltung, die er an früheren Stellen seiner Biografie annahm – sondern selbstbewusster. Er geht hierfür eher von einer geteilten Verantwortung mit den Deutschsprachigen aus bzw. erwartet ein gewisses Entgegenkommen ihrerseits, ihn als Sprecher einer gleichberechtigten Kantonssprache anzuerkennen und ihn bei der Bewältigung des deutschsprachigen Alltags zu unterstützen. Das Schweizerdeutsche empfindet Riccardo auch heute noch als restringierende Hürde. Er muss in seinem Arbeitsumfeld darum bitten, dass man ihn mit Standarddeutsch anspricht, was sowohl von ihm, als auch von den Deutschsprachigen, die grundsätzlich Schweizerdeutsch präferieren, als beschwerlich empfunden wird. Riccardo erlebt Chur aber auch als Zentrum, in welchem mehrere Kulturen

¹¹ Der Begriff «natio-ethno-kulturelle» Mehrfachzugehörigkeit wird von Mecheril (2003) geprägt und verdeutlicht die situative und machtvolle Herstellung von Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen entlang von Differenzkategorien wie «Kultur», «Ethnie», «Nation» und «Migrationserfahrung».

aufeinandertreffen und man migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen grundsätzlich offener gegenübersteht. Obschon Riccardo das Puschlav in seiner Erzählung als «Loch» bezeichnet, wo es für junge Menschen nichts zu tun gebe, äussert er gleichzeitig die Absicht, zurück ins Puschlav zu ziehen, um dort eine eigene Familie zu gründen. Diese Entscheidung ist der Tatsache geschuldet, dass die Eltern ein Haus im Puschlav für ihn und seinen Bruder gekauft haben. Seine heutige Mehrsprachigkeit, sein authentischer Puschlavedialekt, seine doppelte Staatsbürgerschaft, der Besitz von zwei Häusern – eines in Portugal und eines in Italienischbünden – bewertet Riccardo als mühevoll erarbeitete, aber befähigende Ressourcen für sein Leben, die ihm heute einen Vorsprung gegenüber anderen geben.

5. Sprache ist für alle mächtig! Ein Zwischenfazit.

Die sprachbiografischen Erzählungen zeigen auf eindrückliche Weise auf, in welchen Situationen und unter welchen Bedingungen sich Sprache(-n) und Sprechen für junge Erwachsene aus Italienischbünden als ermächtigend erweisen kann und an welchen Stellen ihrer Biografie sie Sprache als eine ihre Handlungsspielräume erschwerende, begrenzende oder verschliessende Kraft verhandeln. Gleich ob mit positiver oder negativer Konsequenz verdeutlichen Yvette und Riccardo, als Angehörige einer migrantischen Minderheit innerhalb Italienischbündens, dass Sprache für sie in allen gegebenen Lebenskontexten eine Rolle spielt und immer wirkmächtig ist. Sie lässt sich nirgends und für niemanden neutralisieren. Davon auszugehen, dass sich die Wirkmacht der Sprache dichotom im Erleben entweder widriger oder vorteilhafter Lebenserfahrungen manifestiert, wäre aber irreführend. Sprache kann mehrere Bedeutungen gleichzeitig einnehmen, welche erst in der Bewertung der erzählenden Person begreiflich werden. In vielen Fällen ergeben sich im Verlaufe der Erzählungen Umdeutungen und Wandlungen von Zugehörigkeiten, die neue Aspekte sprachlicher Macht hervorrufen und andere wieder schmälern. Eine Person kann beispielsweise von einem einschränkenden Erlebnis erzählen, das sich zu späterem Zeitpunkt in derselben Biografie als besonders ermächtigende Lebenserfahrung offenbart. Gleichzeitig können sich positive Zugehörigkeitserfahrungen, in der Gesamtperspektive der Erzählung, als einengende und herabsetzende Zugehörigkeiten herauskristallisieren oder es werden nur noch bestimmte Aspekte der erzählten Zugehörigkeit von der Person als erfüllend bewertet. Der Sprache liegt eine Wirkmacht inne, die subtil agiert, die wir nicht auf den ersten Blick erkennen und derer wir uns oft nicht bewusst sind. Als besonders herausgefordert, treten insofern mehrsprachige Räume wie der Kanton Graubünden mit mehreren angestammten Sprachen und migrationsbedingter Sprachenvielfalt hervor. In solchen Kontexten scheint es besonders vielversprechend, gegebene sprachliche Machtverhältnisse mit Hilfe von empirischem Datenmaterial erkennbar werden zu lassen. Denn das führt vor Augen, dass für mehrsprachige Italienischbündner*innen immer relevant ist, welche Sprache(-n) in Bildungsinstitutionen, im Arbeitsmarkt, in der Familie oder im Freundeskreis als die angemessene(-n), legitime(-n) Sprache(-n) anerkannt werden. Der sprachliche Dominanzkontext, in welchem sie sich bewegen, bestimmt darüber, welche Differenzkategorien in der gegebenen Situation gerade wirkmächtig sind und sie zugehörig oder eben nichtzugehörig, privilegiert oder diskriminiert, anerkannt oder ohnmächtig fühlen lassen. Die Zusammensetzung eines jeden sprachlichen Repertoires, mit dem individuellen Lebensverlauf zusammengedacht, entscheidet darüber, wie Sprache und Sprechen vor dem Hintergrund, in Italienischbünden aufgewachsen zu sein, erlebt wird. Allein die Zugehörigkeit zu einer nicht dominanten Kantonssprache oder das

Aufwachsen in einer Randregion müssen nicht per se mit Benachteiligung einhergehen. Vielmehr ist es das Zusammenspiel von Sprache(-n) und anderen identitätsmarkierenden Faktoren, wie z.B. das Aussehen, das Prestige der zusätzlichen Familiensprache, die Wahl des Ausbildungswegs oder die religiöse Zugehörigkeit, welches für die einzelnen Menschen bedeutsam wird. Wenn wir Anerkennungs- und Diskriminierungsverhältnisse lediglich entlang von Bevölkerungsmehrheiten und -minderheiten diskutieren, dann verstehen wir deutschsprachige Menschen in Graubünden als Angehörige der kantonalen Dominanzgesellschaft, neben welchen Sprecher*innen der beiden anderen Kantonssprachen unmittelbar eine inferiore, marginalisierte Position einnehmen. Das entspricht aber nur einer verkürzten Perspektive der sprachlichen Machtverhältnisse im Kanton Graubünden. Deutschsprachigkeit ist als eine von vielen Differenzkategorien zu verstehen, die im bündnerischen Kontext vorerst mit einem strukturellen Privileg versehen ist. Diskriminierungsverhältnisse sind aber nicht einzelnen strukturellen Privilegien oder Benachteiligungen geschuldet, sondern manifestieren sich wie aufgezeigt in ihren Verwobenheiten und entfalten auf einer trivialeren Ebene situativ, in alltäglichen Situationen, ihre Wirkung. Das heisst, dass sich für eine deutschsprachige Person in Graubünden aufgrund ihrer sprachlichen Voraussetzung nicht per se grössere Handlungsspielräume eröffnen bzw. sie mit keinen sprachlichen Diskriminierungserfahrungen konfrontiert ist. Genauso müssen sprachbedingte Nichtzugehörigkeitserfahrungen für eine italienisch- oder romanischsprachige Person nicht selbstverständlich sein. Wir nehmen immer mit unseren ganzen Persönlichkeiten, mit unserer Herkunft, mit unserem Geschlecht, unserem äusseren Erscheinungsbild, unseren Namen, unseren Vorerfahrungen und mit der in unseren Körpern eingeschriebenen Sprache am gesellschaftlichen Leben teil. Dabei ist es uns unmöglich, einzelne Unterscheidungskategorien in der situativen Interaktion auszuschalten. Wir können aber die dahinterliegenden Differenzordnungen hinterfragen, welche ebendiesen in der Alltagssituation wirkenden Kategorien ein so grosses Gewicht verleihen. Wenn wir gesellschaftliche Verhältnisse nicht als unveränderlich ansehen, sondern uns bewusst sind, dass diese historisch, politisch, kulturell und situativ hergestellt werden, dann verstehen wir auch eher, dass es nicht um eine utopische Verschiebung der Privilegien von der Mehrheitsgesellschaft zur Minderheitsgesellschaft geht. Sondern vielmehr um die grundsätzlichere Frage, was für wen überhaupt Privileg oder Benachteiligung bedeutet und wie sprachlich-kulturelle Differenzen und Zuschreibungen kritisiert und bearbeitet werden können. Es geht darum, die beschriebenen Handlungsspielräume – im Sinne von Agency – zu erweitern, auf ein- und ausgrenzende Mechanismen aufmerksam zu machen, um damit symbolische und über Sprache hergestellte Grenzziehungen zu verschieben. Vor dem Hintergrund dieser Argumentation ergibt sich – einmal mehr – auch in pädagogischer Hinsicht ein deutliches Anliegen, über die Wirkmächtigkeit von Sprache nachzudenken. Inwiefern kommt unserem (Aus-)Bildungssystem differenzherstellendes Potenzial zu und wie könnten (Aus-)Bildungsinstitutionen die in mehrsprachigen Kontexten gegebenen sprachlich-kulturellen Voraussetzungen auf eine Weise berücksichtigen, die positive Zugehörigkeitserfahrungen ermöglichen? Unmissverständlich wird deutlich, dass alle an der Fortentwicklung des (Aus-)Bildungssystems beteiligten Akteur*innen ihre eigene Position diesbezüglich hinterfragen und das eigene Potential erkennen müssen, sprachliche Dominanzverhältnisse aktiv verändern zu können. Machtvolle sprachlich-kulturelle Hürden abzubauen bedeutet nicht lediglich Differenz anzuerkennen, sondern eben auch von trivialen Erklärungen für sprachliche Unzulänglichkeiten von jungen Menschen Abstand zu nehmen und essentialisierende Verallgemeinerungen z.B. bei Bewertungs- und Selektionsprozessen zu vermeiden. Wir müssen das

Zusammenwirken von Sprache und Dominanzverhältnissen in seiner situativen Komplexität in den Blick nehmen, denn erfüllende sprachliche Handlungsspielräume lassen sich leider nicht für alle auf homogene Weise herstellen. In welche Richtung wir weiterdenken können und unsere pädagogischen und forschungstheoretischen Bemühungen anzusetzen sind, dafür haben sich doch gerade Yvettes und Riccardos Erzählungen als besonders hilfreich erwiesen.

Literaturverzeichnis

Bourdieu, P. (2015). Was heisst sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Unveränderter Nachdruck der 2. Auflage. Wien: New academic press.

Busch, B. (2017). Mehrsprachigkeit. 2. Auflage. Wien: facultas.

Emirbayer, M. und Mische, A. (1998). What is Agency? American Journal of Sociology. Volume 103, number 4. University of Chicago, S.962-1023.

Emmerich, M. und Hormel, U. (2013). Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden: Springer VS.

Gumperz, J. (1964). Linguistic and social interaction in two communities. American Anthropologist 66, S.137-153.

Hausendorf, H. (2000). Zugehörigkeit durch Sprache: eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Mecheril, P. (2003). Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster/New York: Waxmann Verlag.

Riegel, C. (2016). Bildung. Intersektionalität. Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: Transcript Verlag.

Anhang: Originalzitate in freier Übersetzung der Autorin

Y:Z1 – «[...] Dialekt zu sprechen ist wie ein Lied zu singen, das ich nicht gut kann_ also_ du willst, aber kannst nicht ganz. Also du weisst die Wörter, weisst, dass du sie im Kopf hast, aber sie kommen nicht gut aus dir raus. Deshalb vermeide ich es, weisst du_ [...], ich bedaure es sehr, diese Sache, dass ich keinen Dialekt spreche. Weil eben [...] bei Mittagessen mit der Familie sprachen sie alle Dialekt, sie sprachen Dialekt die ganze Zeit und ich bin da und sage meine Sache auf Italienisch, aber ich fühle mich fast_ nicht dumm_ ich wüsste nicht, wie ich es dir sagen kann, aber nicht ganz zugehörig. [...] Deshalb eben fühlst du dich ein bisschen ausgeschlossen, wenn du es nicht sprichst_ weil es ist wirklich eine Sprache, auch wenn ihr euch versteht, bist du draussen_ du passt nicht zum Kontext.»

Y:Z2 – «[...] ich sage oft, dass meine Mutter Bolivianerin ist, also ich sage nie, dass ich Bolivianerin bin, weil ich mich nicht fühle_ also ich weiss, dass ich die_ diese Seite bolivianischer Kultur habe, aber fast aus Respekt zu den Bolivianern sage ich nicht, dass ich Bolivianerin bin, weil ich nicht_ nicht dort aufgewachsen bin, nicht_ ich bin nicht Bolivianerin. [...], aber ich habe bolivianisches Blut. Also es gibt diese Unterscheidung im Bolivianisch-Sein und eine bolivianische Seite von dir zu haben. [...] ich spüre, dass ich eine starke Beziehung mit Bolivien und eine anderen Kultur habe, ein anderes Land, aber ich fühle nicht, dass ich bolivianisch bin.»

R:Z1 – «Nein, für mich ist Deutsch wirklich, sagen wir, "ein Schlag auf den Rücken", sagt man, gewesen [...]. [...] die ersten zwei Jahre machtest du in L. und so_ also da hatte ich am Anfang schon ein bisschen Mühe_ [...]. Alles auf Deutsch, du hattest niemanden, der sprach_ [...], so drei oder vier Monate oder so war es ein bisschen schwierig und so, sich verständlich zu machen. Und sie sprachen wirklich Deutsch [...] wirklich schnell und du bist es dir gewohnt, dieses langsame Deutsch zu sprechen [...]. Dann gab es das Problem des Schweizerdeutschen, noch zusätzlich [...]. [...] am Anfang ist es wirklich schwierig gewesen, ich konnte mich verständlich machen_ eh ich rettete mich, aber viele Male konnte ich mich nicht erklären, weil ich nicht gewohnt war, es zu sprechen.»

R:Z8 – «Boh im_ am Anfang [...] waren sie sicherlich ein bisschen diskriminiert im Tal, weil sagen wir, dass das Puschlav noch ein bisschen mental verschlossen ist. [...] "Ah, du bist der Portugiese", haben sie auf Dialekt gesagt, "kehrt ins Land zurück" war immer der typische Spruch, den sie sagten, "du kommst hierhin_ du kommst zum Arbeiten hierhin, um die Arbeit zu stehlen" [...] ah und in der Portugiese [...] wird ein bisschen "fodes" genannt oder so [...], aber übersetzt auf Portugiesisch heisst das nichts, es ist ein Fluchwort, das auf Italienisch so viel heisst wie "verpiss dich" oder "fick dich". [...] und in Portugal kann ich sagen, gibt es ein bisschen Diskriminierung zwischen den Portugiesen, die dort sind und den Portugiesen, die hier sind. Sie sind ein bisschen eifersüchtig, weil wir_ dort sagen wir [...] ist der Mindestlohn sind 600 Euro, sagen wir, dass das Stehlen ist. [...] Und eben es gibt ein bisschen diese Diskriminierung und so [...], weil wir dorthin zurückkehren um_ meine Eltern kehren aus Wehmut dorthin zurück, wegen dem Ort und dann kommst du dort an und sie verspotten dich [...] «ah ihr kommt hierhin mit einem Rieseneuro, weil ihr da arbeitet und voller Geld seid» und so.»